



Die 28-jährige Dina Wyler ist Geschäftsführerin der Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus (GRA).

gen teilnehmen und ihre Zeugnisse austauschen können», erklärt der European Jewish Congress (EJC) auf Anfrage. «Die Pandemie wird uns zwingen, das Format der Gedenkveranstaltungen zu überdenken, um ein breiteres Publikum, einschliesslich der jüngeren Generation, zu erreichen und gleichzeitig die Überlebenden einzubeziehen und zu ehren.» Als kreative Alternative verweist der EJC auf junge Israeli, die am Holocaust-Gedenktag Veranstaltungen auf den Strassen vor Altenheimen organisiert hatten.

Während Bildungsveranstaltungen zum Holocaust abgesagt werden müssen, dringen antisemitische Verschwörungstheorien immer weiter in den Mainstream vor. In den Gesprächsmitschriften der Gamaraal-Stiftung kommt auch die Angst vor den gesellschaftlichen Folgen der Pandemie zum Ausdruck:

«An der Spanischen Grippe sind so viele Leute gestorben, und dann kam eine wirtschaftliche Krise. Danach kam der Hitler, das war irgendwie eine Spätfolge. Hoffentlich kommt jetzt nicht so etwas.»

#### Von Erfahrungen profitieren

Die am Zürichsee aufgewachsene Kinderfachärztin und Psychotherapeutin Marguerite Dunitz-Scheer stand den Freiwilligen der Corona-Hotline von Beginn an beratend zur Seite. Sie hat sich auf die Arbeit mit traumatisierten Patienten spezialisiert. Eine Notfall-Hotline, sagt sie, müsse so unkompliziert

wie möglich funktionieren und das halten können, was sie verspreche. Vor allem müsse jederzeit jemand erreichbar sein. Auch die Auswahl der Freiwilligen sei wichtig, schliesslich lägen zwischen ihnen und den Überlebenden bis zu siebzig Jahre Altersunterschied und ein völlig anderer Erfahrungshorizont. «Man muss Freiwillige finden, die feinfühlig, interessiert und respektvoll sind. Viele der alten Menschen können ihre Bedürfnisse gar nicht konkret artikulieren.» Die Freiwilligen könnten jedoch auch selber enorm von diesen Erfahrungen profitieren.

So sieht es auch Benjamin Frick. Als einer der vierzig Freiwilligen hat er sich im Frühjahr um ein Ehepaar aus Zürich gekümmert. Er würde jederzeit wieder an dem Projekt teilnehmen, und dennoch habe er vor allem die telefonische Betreuung unterschätzt, erzählt er. Obwohl er Geschichte studiert und sich mit dem Thema Holocaust ausgekannt habe, sei der direkte Kontakt mit Überlebenden doch noch einmal etwas anderes gewesen. «Extrem eindrücklich» waren die Gespräche für ihn.

Auch Alisa Winter gingen die Telefonate sehr nahe. Die Tochter von Anita Winter arbeitet seit Jahren im Stiftungsrat der Gamaraal Foundation, der enge Kontakt mit Überlebenden ist für sie nichts Neues. Während der Pandemie sei ihr jedoch aufgefallen, dass das Bedürfnis gewachsen sei, von den Erlebnissen der Vergangenheit zu erzählen, aus Sorge, die Schicksale könnten nun vergessen gehen. Die junge Zürcherin hat

zusammen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder die Hilfsaktion ins Leben gerufen, Aufrufe auf Facebook und LinkedIn gepostet und die Zuteilung der Freiwilligen verantwortet. «Wir mussten genau planen, wie jeglicher physische Kontakt vermieden werden kann. Ausserdem mussten wir dafür sensibilisieren, worauf man im Kontakt mit Überlebenden achten muss. Viele von ihnen können aufgrund ihrer Erlebnisse nur schwer Vertrauen zu anderen Menschen aufbauen.»

Die Tochter von Ruth Yaacobi ist froh, dass sie die Zeit des Lockdowns bei den Eltern verbringen konnte. Inzwischen ist sie wieder in ihre Wahlheimat Österreich zurückgekehrt. Es beruhigt sie, dass die Eltern im Notfall die Corona-Hotline von Gamaraal anrufen können. Derzeit habe sich die Lage ihrer Mutter aber stabilisiert. Nachdem Ruth Yaacobi zunächst geglaubt hatte, man könne wegen der Nazis nicht vor die Tür gehen, waren als Nächstes Erinnerungen an ihre Besuche in Israel hochgekommen. «The arabs are making trouble again», war sie überzeugt.

Erst als der Lockdown Ende April gelockert worden sei und sie wieder wie früher jede Woche zum Coiffeur habe gehen können, habe sie sich beruhigt, erzählt die Tochter. «Als sie die Menschen mit ihren Masken gesehen hat, begriff sie, dass es sich um eine Pandemie handelt. Seither wird sie bestens mit Corona fertig.» Sie habe verstanden, dass die Situation etwas völlig anderes sei als der Krieg.

\* Name geändert

## «Antisemitismus ist populärer geworden»

Juden werden in Krisen oft als Sündenbock hingestellt

*Frau Wyler, Sie beobachten, dass der Antisemitismus in der Corona-Krise erstarkt ist. Wieso?*

In Krisenzeiten hat der Antisemitismus Hochkonjunktur. Wenn Menschen verunsichert sind, kommen uralte Verschwörungstheorien wieder hoch.

*Weshalb?*

Sie vereinfachen die Realität, sie teilen ein – in Freund und Feind. Ein Sündenbock hilft mit dem Ohnmachtsgefühl umzugehen. Und leider ist dieser Sündenbock oft jüdisch.

*Können Sie ein Beispiel nennen?*

Während der Pest hiess es, die Juden hätten die Brunnen vergiftet. Auch in der Schweiz wurden dann Juden ermordet.

*Warum sind die Juden häufig der Sündenbock?*

Das hat mit alten Stereotypen zu tun, die in den Köpfen der Menschen sind. Die Juden wurden immer als nicht zugehörig beschrieben. Es hiess, dass sie heimlich die Gesellschaft infiltrierten. Dieses Gedankengut ist tief verankert, in einer Krise kommt es dann zum Vorschein. Der Antisemitismus war nie weg. Aber er war weniger salonfähig. Die Grenze dessen, was man sagen darf, hat sich verschoben.

*Was meinen Sie damit?*

Leute, die sich gegen die Maskenpflicht wehren, vergleichen sich mit Sophie Scholl. Und sie tun das, während sie demonstrieren, also ihr Meinungsäusserungsrecht ausüben. Das ist absurd! Sophie Scholl musste heimlich protestieren, weil sie Angst hatte, vom Staat ermordet zu werden – was dann ja auch tatsächlich passiert ist. Solche Vergleiche gehen nicht. Ich erwarte einen Aufschrei in der Gesellschaft.

*Im Ausland ist es in den vergangenen Monaten zu antisemitisch motivierten Anschlägen gekommen, etwa in der deutschen Stadt Halle. Müssen jüdische Menschen in Zürich nun auch Angst haben?*

Jüdische Menschen nehmen den Antisemitismus in der Schweiz als grosses Problem wahr – das zeigt eine neue Studie der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Es gibt Orte, die sie meiden aus Sorge um die eigene Sicherheit. Aber wir müssen auch festhalten: Die Schweiz ist nicht Deutschland. Es gibt sehr selten physische Gewalt gegen jüdische Menschen. Uns werden vor allem Sachbeschädigungen und beleidigende Äusserungen gemeldet.

*Der Verein GRA hat diesen Monat die Website «Stop Antisemitismus» lanciert. Auf der Seite werden solche antisemitische Äusserungen beleuchtet. Was versprechen Sie sich davon?*

Aufklärung. Leute wiederholen Dinge, die sie irgendwo gehört haben, ohne sie zu hinterfragen. Längst nicht jeder, der sich antisemitisch äussert, ist auch tatsächlich ein Antisemit. Aber er wiederholt antisemitisches Gedankengut. Und mit der Sprache fängt es an. Niemand begeht einen Mord, wenn er vorher nicht durch Sprache radikalisiert worden ist.

*Können Sie ein Beispiel nennen dafür, wie antisemitische Äusserungen von*

*Personen verbreitet werden, die eigentlich gar keine Antisemiten sind?*

Ich habe kürzlich mit einer jungen Frau gesprochen. Sie hat erzählt, in der Hip-Hop-Szene, in der sie sich aufhalte, würde die Familie Rothschild häufig in Texten thematisiert. Dass diese Textstellen oftmals problematisch seien, habe sie gar nicht gemerkt. Antisemitisches Gedankengut wird im Mainstream verbreitet, ohne dass die Menschen dies wahrnehmen.

*Ist das gefährlich?*

Es ist bewiesen, dass Menschen, die an solche Verschwörungstheorien glauben, Gewalt schneller legitimieren. Antisemitische Verschwörungstheorien sind während der Corona-Krise populärer geworden – die Situation kann sich in Zukunft schnell zuspitzen.

*Welche Reaktion wünschen Sie sich von der Gesellschaft?*

Als bei Anti-Corona-Kundgebungen in Zürich, Basel und Lachen in den vergangenen Wochen Menschen mit gelbem Judenstern auftraten, hätten die anderen Demonstranten reagieren sollen. Und ihnen klarmachen müssen, dass es zu weit geht, wenn man staatlich orchestrierten Völkermord mit Restaurantschliessungen und dem Maskentragen vergleicht. Auch von den Politikern, die sich an den Demonstrationen

### «Juden wurden immer als nicht zugehörig beschrieben.»

beteiligt haben, hätte ich mir eine Reaktion gewünscht. Die Politiker haben eine Vorbildfunktion. Und ich sehe auch die sozialen Netzwerke in der Pflicht.

*Wie sollen diese reagieren?*

Sie sollen klare Standards definieren. So wie es Facebook nun getan hat. Vor einem Monat hat Mark Zuckerberg bekanntgegeben, dass Holocaust-Leugnung nicht mehr akzeptiert werde. Das ist ein grosser Schritt vorwärts.

*Wenn Verschwörungstheoretiker nicht mehr akzeptiert sind, dann ziehen sie sich doch einfach in andere Foren zurück. In Parallelwelten – wie etwa Telegram. Ist das nicht noch schlimmer?*

Gut ist, dass der Durchschnittsbürger dadurch nicht mehr erreicht wird. Aber es findet in solchen Foren leider auch eine noch stärkere Radikalisierung statt. Ich bin gespannt, wie solche Foren junge Leute künftig beeinflussen werden.

*Wie sollten wir konkret reagieren, wenn wir mitbekommen, wie sich jemand antisemitisch äussert?*

Ich empfehle, nachzufragen und nicht auf Konfrontationskurs zu gehen. Nachfragen entschärft häufig die Situation, weil die andere Person nicht angegriffen wird. Viele Menschen merken selbst, wenn sie sich erklären müssen, dass ihre Aussage problematisch war. Dialog ist das beste Mittel.

Interview Claudia Rey

### Sie will Vorurteile abbauen

clr. · An einer Anti-Corona-Demo in Zürich beteiligten sich im Herbst auch Personen, die Hakenkreuz und Judenstern auf der Kleidung trugen. Ähnlich war das Bild in Lachen im Kanton Schwyz an einer Demo vor wenigen Wochen: Einzelne stellten gelbe Judenstern auf Maske oder T-Shirt zur Schau. Und im November demonstrierten in Basel Menschen mit Schildern, auf denen Anti-Corona-Massnahmen mit dem Nationalsozialismus verglichen wurden. Holocaust-Relativierungen erhielten in den letzten Monaten Auftrieb, zum Teil aber auch offener Antisemitismus. Die

in Zürich ansässige Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus (GRA) hat nun das Internetportal «Stop Antisemitismus» lanciert. Dina Wyler ist seit dem 1. August 2020 deren Geschäftsführerin. Zuvor lebte die 28-Jährige mehrere Jahre in den USA. An der Boston University machte sie den Master in Internationalen Beziehungen und Religion. Sodann war sie in New York für das Shalom Hartman Institute tätig. Dort hat sie Bildungsprojekte erarbeitet, die den Dialog zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen stärken und Vorurteile abbauen sollen. Sie ist in Zürich aufgewachsen.